
Acht Tage Revolution

Ein dokumentarisches

Journal aus Minsk

Artur Klinaŭ

edition suhrkamp

SV

edition suhrkamp 2772

Belarus, August 2020. Die Kampagne zur Präsidentschaftswahl ist in vollem Gange. Artur Klinaŭ erhält einen Anruf: Seine Tochter Marta wurde verhaftet. Er fährt nach Minsk und macht sich auf die Suche.

Anfangs skeptisch, dann von der Wucht der Ereignisse mitgerissen, erzählt er, wie im Protest gegen gefälschte Wahlen eine neue Gesellschaft Gestalt annimmt. Und wie sie wieder zerschlagen wird. Klinaŭ rechnet ab: mit dem »Batka«, dem Großkünstler im Präsidentenpalast, der seine Werke mit grober Axt erschafft; und mit dem »Starzen« im Kreml, der ihm hilft, Belarus die frischen Farben auszutreiben und das Land in ein tiefbraunes Monochrom zu verwandeln.

Wie keiner vor ihm beschreibt Klinaŭ, warum die belarussische Revolution richtig und falsch, so unabwendbar wie tragisch war: Als »Dissident auf Lebenszeit« hatte er sich in einem Parallelstaat eingerichtet, überzeugt, der Wandel werde kommen. Doch Marta und ihre Generation hatten keine Geduld mehr – sie wollten den Aufstand und schreiben Geschichte.

Artur Klinaŭ, geboren 1965, Schriftsteller und Architekt, gilt als einer der wichtigsten Künstler seines Landes. Er lebt in Karpatuny und in Minsk. Zuletzt erschien in der edition suhrkamp *Minsk. Sonnenstadt der Träume* (es 2491).



Foto: © Brigitte Friedrich

Artur Klinaŭ

Acht Tage Revolution

Ein dokumentarisches Journal aus Minsk

Aus dem Russischen von Volker Weichsel und
Thomas Weiler

Suhrkamp

Das Buch wurde aus dem Manuskript übersetzt.

Erste Auflage 2021

edition suhrkamp 2772

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2021

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der
Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie
der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: C. H. Beck, Nördlingen

Umschlag gestaltet nach einem Konzept von

Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-12772-8

Acht Tage Revolution

Prolog

Der Zusammenbruch einer Diktatur ist ein überwältigendes Schauspiel. Zumal wenn er aus heiterem Himmel kommt. Dein halbes Leben sitzt du schon am Ufer des trägen Gelben Flusses und wartest darauf, dass die Leiche deines Feindes in schwarzem Anzug, weißem Hemd und Lackschuhen vorbeischwimmt, aber die Jahre gehen ins Land, das Wasser fließt und fließt, und er will einfach nicht kommen. Du regst dich nicht einmal mehr auf, die Hoffnung ist dem Halbschlaf gewichen, der Tag der Dämmerung, die Erwartung dem Zweifel. Du hast dich abgefunden, hast dich arrangiert. Fast dein gesamtes Erwachsenenleben hast du mit der Diktatur zugebracht, und sosehr du sie verachtetest, sie gehört inzwischen zur Familie. Ihr habt euch zurechtgeruckelt und versteht einander blind, wengleich es in eurer Beziehung längst weder Sex noch Gefühle gibt, ja nicht einmal mehr Hass. Du weißt, was du tun musst, um sie am Esstisch nicht zu verärgern. Wie du Messer und Gabel zu halten hast, wann es ins Bett geht, wovon du dich fernhalten sollst, mit wem du lieber nicht durch die Kneipen ziehst und was du besser für dich behältst, um keinen auf den Deckel zu kriegen. Auch sie kennt all deine Marotten und lässt dir vieles durchgehen. Es sind ja nur Petitessen, nicht weiter

bedrohlich. Trink in Ruhe dein Sonntagsbierchen in der Shoppingmall, lies dein Käseblättchen, mach deinem Ärger Luft – aber nicht auf der Straße, nicht mit Fahnen.

26 Jahre sind eine Epoche, ein ganzes Leben. Du hast es in einer Strafkolonie zugebracht, die du längst in- und auswendig kennst. Hier ist das Tor, der Zaun, der Stacheldraht und das Wachhäuschen. Und dort die Zelle. Darin der Kübel und der Tisch, darauf dein Becher, der Aluteller und der Löffel.

Der Sturz eines Diktators ist erst recht irritierend. Er war ja immer mit im selben Raum. Wo ihr zu zweit wart, war er der Dritte, wenn ihr zu dritt wart, war er der Vierte. An jeder Wand hing sein unsichtbares Bildnis. Jeden Abend kam er aus dem Fernseher, beschwichtigte, scherzte, verkündete, belehrte, erteilte Rügen mit finsterner Miene, erzählte von der internationalen Verschwörung. War er milde gestimmt, lächelte er, dann erntete er Wassermelonen, streichelte seinen Spitz, schwang mit Gérard Depardieu die Sense oder spielte Bajan und sang. Wenn er in Rage geriet, drohte er den internationalen Strippenziehern – seine Riesenfaust nahm den halben Bildschirm ein.

Er war Experte auf allen Gebieten: wie man Kartoffeln verwöhnt, Häuser anbaut, Filme errichtet, Kinder anmischt, aus Weidenruten Traktoren schnitzt

oder die Eier anpacken muss, damit der Zement nicht eingeht. Er war Metallurg, Bergmann, Eishockeyspieler, Ackerbauer. Und dazu noch Schlosser, Bäcker, Traktorist, Ingenieur der menschlichen Seele, Meister des Sports in sämtlichen Kampfkünsten, Mathematiker, Wissenschaftler, Dichter, Logiker, Physiker, Politiker, Ethiker. In letzter Zeit auch noch Arzt. Er kam in jedes Haus und erklärte, wie man sich mit Banja, Wodka und Traktorfahren vor der neuen Seuche schützen kann.

Er war Batka-Jabatka, ein Zweitvater in jeder Familie. Manche verachteten ihn, andere richteten sich ein, wieder andere liebten ihn. Aber rauswerfen konnte man ihn nicht. Als kleiner heidnischer Halbgott, geschnitzt aus einem alten Holzstrunk, saß er am Bett, stand er auf dem Tisch und lugte aus der Ecke. Du konntest ihn im Schrank verstecken, hinter Büchern verschwinden lassen, in einem Glas Galle versenken oder ihn im Ofen verbrennen – im nächsten Augenblick war Batka-Jabatka wieder da, auferstanden aus der Asche. Manche rückten dem hölzernen Götzen mit dem Beil zu Leibe, andere küssten ihn, leckten ihn ab und legten ihn unters Kopfkissen. Aber alle hatten ihn immer und überall ganz in ihrer Nähe.

Ich weiß noch, wie ich ihn in den 90er Jahren hasste. Wenn Er morgens zu mir kam, wollte ich ihn zer-

trümmern, zerschlagen, vergammeln lassen, vernichten. Aber ich war Konzeptkünstler. Und er ein hölzerner Phallus. Also porträtierte ich ihn. Mit einem verschlagenen Grinsen saß der Batka in Kustodijews Gemälde *Kaufmannsgattin beim Tee* und schlürfte Tee von einer weißen Untertasse. Was er mit der Kaufmannsgattin angestellt hatte (Axtmord? Knüppel auf den Kopf? Verhaftet?), blieb außen vor. Bestimmt hatte er sie einfach mit seinen riesigen Bauernpranken gepackt und aus dem Bild geworfen. Um das Ganze noch realistischer erscheinen zu lassen, ließ ich am Himmel über ihm vier rote Hähnchenschlegel in Reih und Glied vorüberfliegen.

Das war sein erstes Porträt. Bis dahin hatte ihn noch niemand gemalt. Auch die offiziellen Batka-Darstellungen sollten erst später folgen. Ich denke, Er wusste das zu schätzen. Jedenfalls sind mir seither alle staatlichen Türen verschlossen. Nie wieder wurde ich ins Fernsehen, zu Veranstaltungen oder zum Zeitungsinterview eingeladen, mein Name stand auf der schwarzen Liste und war aus der korrekten Kultur getilgt. So wurde ich zum Dissidenten auf Lebenszeit, dem nur noch ein Weg offenstand: nach Westen.

Später lernte ich, Ihn zu ignorieren – so ließ es sich leichter leben. Ich betrachtete ihn nur noch als heidnische Halbgottheit, als Idol aus Holz, das auf

dem Fernseher oder im Buffet hinter der Scheibe stand. Allerdings wurde Er immer wütender. Fortan starrte er mich aus seinem Winkel hinter dem alten sowjetischen Kristall stumm und feindselig an.

Dass auch der Batka Künstler war, ging mir erst später auf. Und die Idee seiner Kunst blieb mir lange verborgen. Was er auch malte, geriet ihm grob, schräg und plump. Ich war Konzeptkünstler, er ein Primitivist, der mit der Axt malte. Das war selbst für meine Verhältnisse zu radikal. Er tauchte die breite Klinge in Farbe und fuhr damit über die Leinwand. Sein Werk war sonderbar, es wurde mit jedem Strich monochromer. Zumal er aus unerfindlichen Gründen lediglich zwei Farben auf seiner Palette hatte: Grün und Rot. Grün neben Rot oder umgekehrt wäre ja noch gegangen. Aber sobald Er sie auf der Leinwand mischte, wurden sie zu Braun. Überhaupt endete alles, was er malte, in 101 Brauntönen. Alles, was er berührte, wurde braun. Manchmal hielt ich ihn selbst für einen verkappten konzeptualistischen Künstler. Er errichtete draußen vor dem Fenster seine sonderbare braune Welt aus Rot und Grün. Wenn ich es nicht mehr mit ansehen konnte, zog ich die Vorhänge zu und wandte mich meinem eigenen Projekt zu.

Einmal brachte ich eine Neujahrskarte mit ihm her-

aus, basierend auf dem Bild, aus dem er die Kaufmannsgattin geworfen hatte (oder hatte er sie einfach wegen Steuerhinterziehung ins Gefängnis gesteckt?). Jedenfalls trank er immer noch Tee aus der Untertasse, umgeben von Katze, fliegenden Hähnchenschlegeln und hellblauen Schneeflocken. Unter dem Bild prangte der Schriftzug: »S Nowym godom!« (Frohes neues Jahr), man konnte aber statt »godom« auch »Godot« lesen.

Auf der Rückseite der Klappkarte waren der Name des Künstlers, Titel und Jahr angegeben, außerdem der Hinweis: »Nur im Umschlag versenden«. Wann immer ich sie verschickte, sah ich Ihn vor meinem geistigen Auge, wie er in einem versiegelten braunen Holzumschlag mit Fransen den Gelben Fluss hinabfuhr.

Mein Vater war auch schon Künstler gewesen. Er wohnte nicht bei uns. Ich liebte ihn natürlich, aber als er starb, wollte keinerlei Gefühl aufkommen. Ich weiß noch, wie ich stumpfsinnig an seinem Grab stand und der Leere in mir lauschte. Vielleicht lag es daran, dass ich einen Monat zuvor meine Mutter beerdigt hatte. Als mein Vater dann auf dem Gelben Fluss dorthin fuhr, von wo noch niemand zurückgekehrt ist, überkam mich plötzlich ein heftiger Anfall von Waisenkummer. Weder Mutter noch Bruder noch Vater, noch Großmütter, Großväter oder Tan-

ten waren mir geblieben. Ich hatte nur noch meine Tochter Marta.

Der Vortag

Samstag, 8. August

*Im Anfang war die Leere,
und sie stand in einem schwarzen Raum,
finster und kalt war es in ihr,
und ich warf meinen Namen in sie.*

Marta wurde am Samstagabend verhaftet. Männer in Zivil waren zu der Schule gekommen, wo sie die Wahl beobachten wollte, und hatten sie aufgefordert mitzukommen. Ich erfuhr es von Natalja, ihrer Mutter. Um 19.37 Uhr schrieb sie mir auf Viber: »Dascha wurde verhaftet.«

Meine Tochter hat zwei Vornamen. Das ist bei uns nicht ungewöhnlich, wenn die Frau orthodox und der Mann katholisch ist. Auf Drängen meiner Schwiegermutter haben wir unsere Tochter mit drei Monaten taufen lassen. Der Pope gab ihr den Namen Darija. Aber als unsere Tochter größer war, entschied sie sich für ihren katholischen Vornamen. So wurde sie zu Marta-Darija. Seither heißt sie bei

Gleichaltrigen und im Freundeskreis Marta, für uns ist sie immer noch Dascha.

Als ich die Nachricht bekam, stieg ich auf den Hügel, wo der Empfang besser ist, und rief Natalja an. Seit einigen Jahren lebe ich fernab der Hauptstadt in einem Weiler in der Waldeinsamkeit an der litauischen Grenze, im »Wilnaer Vorgebirge«, wie ich die Gegend nenne. Natalja erzählte, es wäre am späten Nachmittag gegen halb fünf passiert, und Marta sei jetzt im Polizeirevier des Kastrjtschnizki-Rayon. Außer ihr hätten sie noch mehrere andere Personen mitgenommen und ließen sie nicht mehr raus. Ich machte mich sofort auf in die Stadt, um ihr warme Sachen fürs Gefängnis zusammenzupacken. Marta hatte in den vergangenen Monaten in meiner Minsker Wohnung gewohnt. Natalja hat keinen Schlüssel.

Ich kann nicht behaupten, dass die Nachricht mich schockiert hätte. Irgendwie machte ich mir kaum Sorgen um meine Tochter. Bei den Wahlen vor zehn Jahren wurde sie schon mal geschnappt, beim Plakatekleben. Doch damals war sie noch keine 16 und kam schnell wieder frei. Ich wusste, dass Marta zwar ein ruhiges Naturell hat, aber eben auch einen eigenen Kopf. Nach der fünften Klasse hatte ich für sie einen Platz an einem guten Gymnasium im Zentrum von Minsk gefunden. Nach drei Jahren wollte sie plötzlich ans belarussische Untergrundlyzeum

wechseln, dessen Unterricht in privaten Räumlichkeiten irgendwo am Stadtrand stattfand. Ich war eigentlich dagegen, aber auch wieder nicht so sehr, dass ich ihr den Wechsel verboten hätte. Drei Jahre lang fuhr sie jeden Tag mit dem Vorortzug zur Schule, anstatt gemütlich zu Fuß zum Gymnasium in der zentralen Straße der Hauptstadt zu gehen, welches seine Reputation mit jedem Jahr verbesserte. Ich war mir also ziemlich sicher, dass ein Aufenthalt in der Zelle Marta nicht würde brechen können, nicht in fünfzehn Tagen.

Sorgen bereiteten mir allerdings die sich häufenden Berichte über unmenschliche Haftbedingungen in den diversen Haftanstalten, Untersuchungsgefängnissen und Isolationszentren. Das Regime stellte sich auf Proteste ein und gab allen vorab zu verstehen, was sie im Gefängnis zu spüren bekommen würden: Sie werden wie Vieh behandelt, werden schmoren oder frieren (je nach dem), in stickiger Luft, im Dreck, ohne Nahrung, fast ohne Wasser, auf stinkenden, schmutzigen, verlausten Matratzen.

Ein derartiger Umgang mit Gefangenen war neu. Wir hatten zwar eine Diktatur, aber nicht die klassische harte Version, sondern die postmoderne Variante: diese seltsame Hybride einer Diktatur, die als Demokratie erscheinen möchte und sich daher das Rechtsstaatsmäntelchen umhängt und gewisse

Mindeststandards einhalten muss. Und sie wurde von Jahr zu Jahr hinfälliger und liberaler. Doch als im späten Frühjahr die Ersten ihre zwei Wochen abgessen hatten, klang das, was sie erzählten, gar nicht mehr nach Postmoderne.

Ich wollte die Hoffnung nicht aufgeben, dass Marta mit einem Bußgeld davonkommen würde, doch auch das würde sicher nicht vor Montag geschehen.

In dem Haus, das der Batka sich gebaut hat, ist der Sonntag heilig. Da ruht nicht allein der Schöpfer, sondern es ruhen auch all die von seiner Hand geschaffenen Handlanger und die Richterschaft sowieso. Wenn also jemand am Freitag verhaftet wurde, kam er vor Montag auf keinen Fall wieder frei. Erst dann hieß es: Bußgeld oder 15 Tage. Ich war mir fast sicher, dass Marta eine Arreststrafe blühte. Einen Tag vor der Wahl am Sonntag würden sie erst recht niemanden laufen lassen. Für das Regime war es sicherer, sie zwei Wochen hinter Gittern zu haben, falls es Proteste gab, die nicht gleich in der ersten Nacht erstickt werden konnten.

Außerdem war Marta unabhängige Wahlbeobachterin, so etwas hasste der Batka. Es störte die Harmonie seiner Schöpfung. Und die Wahlen waren sein Opus Magnum. Hier war er nicht nur Schöpfer, sondern auch ein Alchemist auf der Suche nach dem Lebenselixier. Denn in der Politik wollte er auf ewig